

**Prof. Dr. Uta Pohl-Patalong**

**Die Relevanz der Genderkategorie in Theologie und Religionspädagogik.**

**Vortrag im Rahmen der Gender-Ringvorlesung „Why gender matters“**

**am 6.11.2012**

Liebe Studierende, liebe Kolleginnen und Kollegen, sehr geehrte Damen und Herren,

nachdem es letzte Woche um eine Einführung in das Thema „gender“ allgemein ging, eröffne ich nun den Reigen der einzelnen Fächer mit der Theologie. Heute zum Thema „Gender in Theologie und Religionspädagogik“ zu Ihnen zu sprechen, führt mitten hinein in die Ambivalenzen, die die Geschlechterthematik heute hat – sowohl in der Gesellschaft insgesamt als auch für die Theologie, die Kirche und die Religionspädagogik. Auf der einen Seite ist immer wieder zu hören (und zwar quer durch die Generationen und sowohl von Männern als auch von Frauen), dass das Thema heute eigentlich kaum noch Relevanz besitzt, zumindest nicht als Analyse patriarchaler Verhältnisse und ungerechten Verhältnissen gegenüber Frauen. Für die jüngeren Generationen wäre die Gleichberechtigung selbstverständlich, der Kampf dafür sei gegenstandslos und das Engagement dafür eher peinlich. Und in der Tat ist ja in den letzten Jahrzehnten auch viel erreicht worden: Mädchen haben mittlerweile bessere Bildungschancen als Jungen, Frauen sind Kanzlerinnen und Bischöfinnen, das Genderthema steht in jedem Lehrplan, Männer engagieren sich in der Kindererziehung und auch in Führungspositionen sind Frauen auf dem Vormarsch. Auf der anderen Seite fallen die Defizite vor dem Hintergrund dieser Entwicklung besonders deutlich ins Auge und zeigen ein anderes Bild der Verhältnisse zwischen den Geschlechtern: Frauen verdienen in Deutschland bei gleicher Qualifikation im Schnitt 73% von dem, was Männer verdienen. In vielen Sparten liegt der Anteil von Frauen in Führungspositionen noch deutlich unter 20, in nicht wenigen sogar unter 10%. Frauen leisten – ob berufstätig oder nicht – wesentlich mehr Familienarbeit als Männer. Erst recht sind die Bilder von den Rollen und Fähigkeiten in den Köpfen und Herzen vieler Menschen häufig viel traditioneller, als den Menschen selbst bewusst ist. Dies wird durch neuere empirische Forschungen eindrücklich bestätigt. Wenn Sie dies selbst überprüfen wollen, erzählen Sie in Ihrem Bekanntenkreis einmal folgende Geschichte: Ein Vater und sein Sohn haben einen schweren Autounfall, der Vater stirbt, der Sohn ist schwer verletzt und wird umgehend in ein Krankenhaus eingeliefert. Dort erwartet ihn schon das gesamte OP-Team, er soll sofort operiert werden. Plötzlich aber sagt die Leitung: „Ich kann ihn nicht operieren, er ist mein Sohn!“ Fragt man Menschen, was hier passiert ist (wenn vorher nicht erwähnt wurde, dass es um das Thema Geschlecht geht – Ihnen wird in diesem Kontext klar sein, worum es geht), dann werden in der Regel Vermutungen angestellt, dass der Junge adoptiert war und der leibliche Vater ihn erkannt hat oder ähnliche komplizierten Konstruktionen bemüht: Dass die Leitung des OP-Teams weiblich und die Mutter des Jungen ist, liegt für viele offensichtlich sehr fern. Erst recht stellt sich dieser Effekt ein, wenn von dem „Chefarzt“ oder dem „leitenden Operateur“ in männlicher Form gesprochen wird, was ja wieder üblicher geworden ist als noch vor einigen Jahren. Offensichtlich reichen die rechtliche Gleichstellung und die theoretische Chancengleichheit nicht aus, um traditionelle Rollenbilder in den Köpfen von Menschen zu überwinden. Es lohnt sich, genauer hinzusehen, welche Annahmen über Frauen und über

Männer sowie über die Kategorie „Geschlecht“ und seine Konsequenzen für das Leben eines Menschen gesellschaftlich und individuell leitend sind und wo diese ihren Ursprung haben. Dies gilt für die Sozialwissenschaften ebenso wie für die Theologie.

In diesem Kontext möchte ich Ihnen heute Abend einen Einblick in die Bedeutung der Genderdimension für die Theologie und die Religionspädagogik geben. Dafür möchte ich Ihnen zunächst stärker auf theoretischer Ebene zeigen, wie die Genderkategorie in der Theologie und der Religionspädagogik aufgenommen wurde und wird und dies anschließend an drei Punkten konkretisieren.

## 1. Die theologische Reflexion der Genderkategorie

Die theologische Wissenschaft hat zunächst einmal Teil an der allgemeinen Entwicklung der Genderkategorie in der Gesellschaft und den Sozialwissenschaften. Ein entscheidender Impuls war dabei die zweite Frauenbewegung in den 1970er Jahren, die zur feministischen Forschung in diversen Fächern und auch in der Theologie führte. Bei einer kritischen Sichtung der theologischen Tradition wurde deutlich, dass die vorgefundene Theologie keineswegs so geschlechtsneutral war wie bis dahin angenommen. Sie wurde als androzentrisch und patriarchal geprägt identifiziert, also aus der Sicht von Männern verfasst und die gesellschaftliche dominante Stellung von Männern unterstützend. Konkret bedeutet das beispielsweise:

- Die (durchaus vorhandenen) weiblichen Gestalten in der Bibel fanden in der theologischen Auslegung, in der Praxis der Kirche und im Religionsunterricht wesentlich weniger Beachtung als die männlichen Figuren. In den Lehrplänen für das Fach Religion waren so gut wie keine Frauengestalten vorhanden: Mose sollte vorkommen, nicht aber Mirjam, Petrus, nicht aber Maria aus Magdala etc.
- Im Lukasevangelium beispielsweise werden nacheinander drei Gleichnisse erzählt, in denen es um das Verlieren und Wiederfinden geht. Von diesen ist das Gleichnis vom verlorenen Sohn sehr bekannt, das Gleichnis vom verlorenen Schafe, das der Hirte sucht und findet, zumindest in seinem Bildgehalt. Das Gleichnis von der Frau, die ihre Münze sucht und findet, kennen dagegen viel weniger Menschen.
- Ebenso fiel auf, dass die weiblichen Bilder für Gott wie Quelle des Lebens, Adlermutter, ... etc. in die Liturgie so gut wie keinen Eingang gefunden hatten – hier dominierten Gottesprädikate wie Herr, König etc.
- Auf hermeneutischer Ebene wurde beispielsweise bemerkt, dass Worte im griechischen Neuen Testament unterschiedlich verstanden werden, je nachdem, ob es im Zusammenhang mit Männern oder mit Frauen steht: Im Markusevangelium beispielsweise wird das Wort „*diakonein*“ im Zusammenhang mit Männern als ein „Dienen“ in einem theologischen Sinne verstanden (vergleiche Mk 10,42f.: „Ihr wisst, dass die, die als Herrscher gelten, ihre Völker unterdrücken und die Mächtigen ihre Macht über die Menschen missbrauchen. Bei euch aber soll es nicht so sein, sondern wer bei euch groß sein will, der soll euer Diener sein.“). Im Zusammenhang mit einer Frau – der Schwiegermutter des Petrus nach deren Heilung durch Jesus – wird das Wort hingegen als Tischdienst (für Jesus und seine Jünger) aufgefasst (Mk 1,30). Das gleiche Wort geschlechtsbedingt einmal mit dem Tun des Willens Gottes und einmal

mit Tischdienst zu übersetzen, zeugt von einer patriarchalen Perspektive, die von bestimmten Geschlechterrollen ausgeht und diese in den Texten bestätigt findet.

- Im Religionsunterricht zeigte der Blick in die Schulbücher, dass auch hier Frauen sorgend, dienend, zuarbeitend dargestellt wurden, während Männer als Kämpfer für den Glauben dargestellt wurden.

In Folge dieser und vieler anderer Erkenntnisse wurde deutlich: Theologie (wie Wissenschaft insgesamt) ist offensichtlich nicht geschlechtsneutral, sondern wird von der jeweiligen Kultur, in der sie ausgeübt wird, und von der Perspektive der forschenden Subjekte beeinflusst. Das Ideal einer wissenschaftlichen „Objektivität“ und „Neutralität“ führt offensichtlich dazu, dass die faktische Subjektivität nicht zur Kenntnis genommen wird und dadurch die gesellschaftlich dominanten Perspektiven als absolut gesetzt werden, womit Herrschaft ausgeübt wird. Der logische Schritt war es daher, der einseitig männerdominierenden Perspektive die Perspektive von Frauen an die Seite zu stellen: Da Frauen in unserer Gesellschaft anders geprägt werden, andere Eigenschaften entwickeln und andere Erfahrungen machen als Männer, treiben sie auch Theologie anders als Männer – sie stellen andere Fragen, bearbeiten sie anders und kommen daher auch zu anderen Ergebnissen. Die sich in den 1970er Jahren entwickelnde Feministische Theologie legte die (immer vorhandene) Parteilichkeit jeder Theologie offen und positionierte ihre eigene Position als Parteilichkeit für Frauen, die in der gegenwärtigen Gesellschaft eine schwächere Position haben als Männer und stärker unter der ungerechten Machtverteilung der Geschlechter leiden. Sie begründete dies theologisch mit der Erkenntnis, dass Gott nicht die Herrschenden und die ungerechten Verhältnisse unterstützt, sondern die Befreiung zum Leben und ein gerechtes Zusammenleben aller Menschen will.

Inhaltlich lag der Akzent zunächst – wie in den Sozialwissenschaftlichen auch – auf der Frauenforschung. Biblische Frauengestalten wurden erforscht, weibliche Gottesbilder herausgearbeitet und die Marginalisierung von Frauengestalten in der Redaktions- und der Wirkungsgeschichte untersucht. Im Fach Neues Testament wurde die – für seinen gesellschaftlichen Kontext ungewöhnliche – Zuwendung Jesu zu Frauen herausgearbeitet: Ganz offensichtlich hatte Jesus nicht nur Jünger, sondern auch Jüngerinnen, die auch nach seinem Tod eine wichtige Rolle in der Weitergabe der Botschaft von seiner Auferstehung spielten. In der Kirchengeschichte standen historische Frauengestalten im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit und in der Systematischen und der Praktischen Theologie wurden die Themen aus der Sicht weiblicher Erfahrung bearbeitet.

Eine Weiterentwicklung dieser Art von Frauenforschung erfolgte in den 1990er Jahren ebenfalls parallel zu den Sozialwissenschaften mit der Entwicklung der Genderforschung, Wer von Ihnen letzte Woche hier war, hat dies vermutlich noch im Ohr – ich wiederhole hier nur einige Grundzüge für die, die noch nicht hier waren.

Der Genderbegriff verweist darauf, dass das biologische Geschlecht (engl. „sex“) nicht identisch ist mit dem „sozialen“ oder „sozialkulturellen“ Geschlecht (engl. „gender“). Das bedeutet, dass „Geschlecht“ nicht selbstverständlich gegeben, sondern (zumindest auch) Ergebnis eines kulturellen Prozesses ist und insofern auch potenziell veränderbar. Dies wird unterstützt durch die Veränderungen, die die Geschlechterrollen und auch die empirisch fassbaren Eigenschaften von Frauen und Männern in den letzten Jahrzehnten erfahren haben – wenn Sie an die Lebensentwürfe Ihrer Großeltern denken, dürfte dies evident sein.

Sind sich bis hierhin noch alle Genderansätze einig, teilen sich diese an diesem Punkt in zwei Richtungen: Die erste Richtung stellt nicht die biologische Zweigeschlechtlichkeit in Frage, sondern richtet ihre Aufmerksamkeit auf die soziale Prägung der Umwelt: Einem Kind würden von Geburt an geschlechtsbedingte Erwartungen entgegengebracht und deren Erfüllung durch besondere Aufmerksamkeit „belohnt“, während Abweichungen durch Ignorieren oder Irritation „bestraft“ werden. Wenn Eltern beispielsweise – in der Regel unbewusst – mit einem weiblichen Baby intensiver kuscheln oder einem männlichen einen größeren Aktionsradius zugestehen oder dessen Geschrei länger tolerieren, dann entwickeln sich bereits im Kleinkindalter „typische“ Verhaltensweisen – ganz zu schweigen von der Rede von dem „typischen Mädchen“ oder „richtigen Jungen“. Ich selbst fand die klassische Spielplatz Erfahrung immer wieder eindrücklich – solche „Feldstudien“ bleiben ja bei feministisch geprägten Wissenschaftlerinnen nicht aus, wenn sie eigene Kinder haben ☺: Als unsere Tochter im Kleinkindalter (in Ermangelung der Signalfarbe rosa) noch nicht unbedingt als Mädchen oder Junge identifizierbar war, verhielten sich andere Eltern ihr gegenüber unterschiedlich in Abhängigkeit davon, welches Geschlecht sie ihr zuschrieben: Dem vermuteten Mädchen wurde deutlich früher geholfen, wenn es Schwierigkeiten hatte, auf die Seilbahn zu kommen und mit dem vermeintlichen Jungen wurde weniger vorsichtig umgegangen. Die Sozialisationsinstanzen Kindergarten und Schule tragen dann durch ihre geschlechtsbedingten Erwartungen (dass Mädchen sozialer und verträglicher seien, Jungs aggressiver und konkurrenzorientierter etc.) dazu bei, dass diese immer mehr tatsächlich auch so werden. So zeigt beispielsweise eine neuere kanadische Studie, dass sich die innere Haltung der Lehrkraft auf die mathematischen Leistungen von Mädchen auswirkt: Ist eine Lehrkraft (gleich welchen Geschlechts) der Überzeugung, dass Mädchen es schwerer haben in Mathematik, sinkt die durchschnittliche Leistung der Mädchen. Die Kritik dieser Gender-Richtung richtet sich gerade auf diese gesellschaftlichen Rollenzuschreibungen, die geschlechtsgebundenen Erwartungen, die angenommenen Charaktere etc. – die kulturellen Überformungen des biologischen Geschlechts, die Menschen einengen, in ihrer Persönlichkeitsentwicklung behindern, vor allem aber zu massiven Ungerechtigkeiten zuungunsten von Frauen wie beispielsweise ihre durchschnittlich geringere Entlohnung führen.

Die zweite Richtung hingegen setzt noch grundsätzlicher an und hinterfragt radikaler, wie „Geschlecht“ überhaupt zustande kommt. Sie betrachtet es bereits als kulturelle Konstruktion, *dass* wir Menschen in genau zwei Geschlechter einteilen und dies für biologisch gegeben halten. Sie wird daher auch dekonstruktiver Feminismus genannt, weil sie die kulturelle Konstruktion *Geschlecht* als solche entlarvt und damit de-konstruiert. Der dekonstruktive Feminismus nimmt einerseits die vielen Differenzen zwischen Frauen, andererseits andere Differenzkategorien wie Kultur, ethnische Herkunft, Generation, sozialer Kontext etc. in den Blick. Er nimmt Abstand davon, „Weiblichkeit“ und „Männlichkeit“ inhaltlich beschreiben zu wollen, da dies den traditionellen Rollenzuschreibungen nicht entkommen kann (mit dem Gegenüber von intuitiv und rational, beziehungsorientiert und autonom etc.)

Zudem stellt er die Frage, ob es nicht kontraproduktiv ist, die Zweigeschlechtlichkeit als gegeben hinzunehmen und ihre Wahrnehmung nur zu verstärken. Denn die Betonung der Unterschiede zwischen den Geschlechtern und der Gemeinsamkeiten zwischen Frauen beinhaltet die Gefahr, dass sich Frauen selbst im Gegenüber zu Männern (als die „anderen“) definieren und letztlich in die alten Rollenklischees zurückfallen – auch wenn diese als sozial geprägt identifiziert werden. In unserer Gesellschaft ist, so die Erkenntnis des dekonstruktiven Feminismus, Weiblichkeit nicht ohne Unterordnung bzw. Männlichkeit nicht ohne Dominanz zu

denken. Dies zeigen beispielsweise Untersuchungen zur Mimik und Gestik bei Frauen und Männern. So wird beispielsweise wird der Blick von unten nach oben als klassischer Unterordnungsmarker als „weiblich“ identifiziert. Frauen, die geradeaus bzw. von oben nach unten blicken, werden als „unweiblich“ bewertet, und sie bekommen verhältnismäßig wenig Sympathiewerte zugeschrieben, und zwar sowohl von Frauen als von Männern.

Wenn es offensichtlich unmöglich ist, Männlichkeit und Weiblichkeit unhierarchisch und gleichberechtigt zu denken, muss tiefer gefragt werden, wie die für die Gesellschaft zu dominante Zweigeschlechtlichkeit zustande kommt – und wem sie nützt. Denn es ist ja durchaus zu fragen, warum wir unsere Gesellschaft eigentlich so klar in zwei Geschlechter einteilen und diesen solch eine große Relevanz zubilligen. Dass die gesamte Gesellschaft sozusagen zweigeschlechtlich „geordnet“ ist, ist kaum mehr mit dem Erhalt der Gattung durch Fortpflanzung zu erklären – denn dafür wäre es nicht nötig, solche starken geschlechtsbedingten Erwartungen an zweijährige Jungs und achtzigjährige Frauen zu stellen. Es wird daher vermutet, dass bereits die trennscharfe Unterscheidung von zwei Geschlechtern kulturelle Vorteile bringt – und zwar zugunsten derjenigen, die davon profitieren, nämlich derjenigen, die als „Männer“ identifiziert werden. In dieser Perspektive wird bezweifelt, dass der Körper oder die Sexualität vorkulturell existieren, Natur und Kultur also streng zu trennen sind. Dies stößt sich allerdings nicht unerheblich mit unserer Alltagswahrnehmung: Wir sind so gewohnt, Menschen nur als Frauen oder Männer wahrzunehmen, dass solche Überlegungen unseren gewohnten Denkraum sprengen und daher oft zunächst Abwehr erzeugen.

Die dekonstruktive Sichtweise setzt die Entstehung und Erhaltung von Geschlecht daher noch wesentlich komplexer an: Zur sozialen Prägung von Geburt an kommt die jeweils eigene Aktivität hinzu: Da wir gar nicht anders können, als uns permanent als „Mädchen“ oder als „Junge“, als „Frau“ oder als „Mann“ zu zeigen, tragen wir selbst erheblich zur Geschlechterkonstruktion bei, und zwar in wesentlich höherem Maße, als es zur Aufrechterhaltung der Gattung „Mensch“ nötig wäre. Wir nehmen dabei ständig Reaktionen aus unserer Umwelt auf und verarbeiten sie, was wiederum unser Verhalten, unseren Habitus, selbst unsere Mimik und unseren Körperbau beeinflusst. Wir „tun“ permanent unser Geschlecht, ob wir es wollen oder nicht – ich kann nicht anders, als mich Ihnen heute Abend als Frau zu zeigen und dies tue ich durch Kleidung, Frisur, Mimik, Sprache, Stimme etc. Wie genau ich dies tue, ist dann wiederum kulturell bedingt, als Philippina oder Westafrikanerin würde ich dies anders tun. Offensichtlich unterliegen sogar körperliche Faktoren, die man bisher als durch Vererbung bedingt und unveränderbar angenommen hat, kulturellen Entwicklungen: So verringert sich in Europa zeitgleich zur Veränderung der Geschlechterrollen gegenwärtig der Größenunterschied zwischen den Geschlechtern.

Sowohl der Körper als auch das Geschlecht sind damit Ergebnis einer kulturellen Deutung ‘Geschlecht’ als ganzes ist damit nicht etwas, was wir haben oder was wir sind, sondern was wir permanent tun – entsprechend wird von „doing gender“ gesprochen.

Diese Theorien werden seit einigen Jahren auch in der Theologie und der Religionspädagogik diskutiert. Biblisch kann dabei auf den Satz im Brief des Paulus an die Gemeinde in Galatien (3,28) verwiesen werden, wo es heißt: „Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt eins in Christus Jesus.“ Das Geschlecht wird also offensichtlich in der Perspektive des christlichen Glaubens relativiert. Vor Gott ist es keine Kategorie, die das Menschsein ausmacht oder gar bestimmt. Diese Perspektive bietet die Chance, die Wahrnehmung von Menschen zu verändern: Statt – wie

wir es unbewusst nach wie vor tun – Menschen leitend unter dem Aspekt „männlich“ oder weiblich“ wahrzunehmen, kämen dann andere Aspekte stärker in den Blick und Menschen wären weniger auf die zweigeschlechtliche Ordnung einschließlich ihrer Verhaltenserwartungen festgelegt.

Damit geht Genderforschung über Frauenforschung hinaus, denn diese wird einerseits der Komplexität des Gegenstandes nicht gerecht, steht aber vor allem in der Gefahr, in den Konsequenzen ungewollt die Stigmatisierung und Marginalisierung von Frauen sowie die rollenbedingten Zuschreibungen zu verstärken, statt sie aufzubrechen und ihnen neue Sichtweisen entgegenzusetzen. In der Religionspädagogik geraten daher die Jungen verstärkt in das Blickfeld und es wird nach ihren Männlichkeitskonstruktionen gefragt. Das Ziel ist eine Theologie und Religionspädagogik mit einer durchgehenden Aufmerksamkeit für die Geschlechterkategorie, die ihre Perspektiven und Interessen offen legt, Diversität unterstützt und Gerechtigkeit und Partizipation fördert. Dies kann jedoch nicht bedeuten, dass die Perspektive der Frauenforschung und des Interesses für die Lebensbedingungen und realen Lebensverhältnisse von Frauen als überholt oder obsolet betrachtet wird. Zum einen sind in vielen Forschungsbereichen die Möglichkeiten einer umfassenden Genderperspektive überhaupt noch nicht hinreichend gegeben sind, weil bezüglich der Erforschung von Frauengestalten erheblicher Nachholbedarf besteht. Vor allem aber besteht bei einer ausschließlichen Orientierung am Genderbegriff die Gefahr, dass sich die bestehenden Unterschiede und Ungerechtigkeiten der Analyse und damit auch dem Bemühen um ihre Veränderung entziehen.

Religionspädagogisch ist dabei zunächst einmal das Anliegen wichtig, das Geschlecht als wichtige Kategorie des Menschseins wahrzunehmen und ernst zu nehmen. Denn nur wenn der Geschlechterthematik Aufmerksamkeit gezollt wird, kann religionspädagogisches Handeln einerseits den Kindern und Jugendlichen, andererseits aber auch den Themen gerecht werden. Ohne eine genderbewusste Perspektive werden zudem häufig Inhalte transportiert, die traditionellen Klischees folgen und neueren wissenschaftlichen Erkenntnissen nicht entsprechen. Über das Bemühen, Menschen und Inhalten in der Wahrnehmung der Kategorie „Geschlecht“ gerecht zu werden hinaus, verfolgt die genderbewusste Religionspädagogik das Ziel einer emanzipatorischen Befreiung von reduzierten Gottesbildern und gesellschaftlichen Rollenzwängen. Sie möchte zu einem annehmenden und befreienden Gottesbild, einer eigenständigen und urteilskräftigen religiösen Position, einer selbstständigen Persönlichkeit sowie zu Gerechtigkeit zwischen den Geschlechtern beitragen. Religionspädagogisches Handeln soll insofern Rollenzwänge abbauen und alternative Rollenmodelle eröffnen. Dabei geht es nicht um eine Gleichmachung oder Assimilation der Geschlechter, sondern um ein differenziertes Konzept von Verschiedenheit („Diversität“ bzw. „diversity“), ohne auf bestimmte Rollen festzulegen – auch nicht auf Rollen, die von einem *undoing gender*“ geprägt sind.

Mit diesem Anliegen trifft sich die genderbewusste Theologie mit anderen relevanten Dimensionen wie Ethnizität und Behinderung/Nichtbehinderung. Sie schließt sich dabei der Pädagogik an, die mittlerweile im Rahmen einer „Pädagogik der Vielfalt“ Geschlecht als eine Differenzkategorie neben anderen begreift. Damit werden verschiedene Forschungen und Diskurse zusammengeführt, für die weiterführende Gemeinsamkeiten herausgearbeitet werden: Die Unterschiede werden nicht als essentialistisch gegeben, sondern als Konstruktionen betrachtet, starre dualistische Zuschreibungen werden aufgelöst und Herrschaftsstrukturen analysiert. Ziel ist die Wertschätzung von Vielfalt und die Inklusion

Verschiedener und damit eine „Pädagogik der intersubjektiven Anerkennung zwischen gleichberechtigt Verschiedenen“. Dieser Ansatz lässt sich unschwer auf eine „Religionspädagogik der Vielfalt“ übertragen. Auf der Basis schöpfungstheologischer und rechtfertigungstheologischer Einsichten werden menschliche Kategorien als vorläufige und relative angesehen und in Frage gestellt. Auf dieser Grundlage können sich Verschiedene gegenseitig anerkennen, ohne sich auf Eigenschaften und Erwartungen festzulegen, so dass Menschen zu dem werden können, woraufhin sie von Gott angelegt sind.

## **2. Exemplarische Konkretisierungen**

Was bedeutet dies nun konkret für das religionspädagogische Handeln? An drei Themenkomplexen möchte ich dies exemplarisch zeigen. Dabei frage ich jeweils, warum dieses Thema für eine genderbewusste Theologie und Religionspädagogik wichtig ist, welche Ergebnisse Theologie und Religionspädagogik dazu herausgearbeitet haben und welche Konsequenzen für die Praxis dies hat.

### **2.1. Gottesbilder – männlich, weiblich oder geschlechtslos?**

Die Frage nach dem Geschlecht Gottes bzw. besser: nach dem Geschlecht unseres Bildes von Gott war eine der ersten und wichtigsten Fragen, als die Theologie in den 1970er Jahren begann, sich mit dem Thema „Geschlecht“ zu befassen. Ich weiß nicht, welche Bilder Sie im Kopf haben, wenn Sie sich „Gott“ vorstellen – egal, ob Sie eine persönliche Gottesbeziehung haben oder dies für Sie eine eher theoretische Größe ist: Sollte dieses Wesen deutlich weibliche Züge bei Ihnen haben, gehören Sie einer absoluten Minderheit an. Gott wird – sofern personal vorgestellt – traditionell männlich gedacht. Dies gilt fast durchgehend für Kulturen, in denen das männliche Geschlecht dominant ist, die als „patriarchal“ strukturiert sind. In matriarchal strukturierten Kulturen hingegen werden häufig weibliche Gottheiten verehrt. Dies ist anthropologisch auch stringent: Menschen können Gottheiten immer nur aus ihrer eigenen anthropologisch begrenzten Perspektive denken und sie sich im Rahmen ihres kulturellen Systems vorstellen. Da die Gottheiten als „höherwertig“ gedacht werden, bekommen Sie in der Regel auch das als höherwertig angesehene Geschlecht zugeschrieben – ebenso wie wir uns in einer Kultur, die Menschen als höherwertig gegenüber Tieren ansieht, Gott kaum als Tier vorstellen werden. Menschen machen in der Regel das zur Grundlage ihres Gottesbildes, was sie im irdischen Bereich als höherwertig erleben und steigern dies.

Ein männliches Gottesbild ist insofern Folge eines kulturell patriarchalen Systems. Gleichzeitig aber stabilisiert und stärkt es dieses System und damit die Höherwertigkeit des Geschlechts, das dem Göttlichen zugeschrieben wird. Eigenschaften, die Gott zugeschrieben werden, werden in der Regel in der jeweiligen Kultur auch als höherwertig angesehen – etwas von dem „Glanz“ des Göttlichen fällt auf die Menschen, die diesen Eigenschaften entsprechen, zurück. Insofern ist es in genderbewusster Perspektive ein Problem, wenn Gott überwiegend männlich gedacht wird. Und dies ist bis heute durchaus der Fall, wie diverse religionspädagogische Forschungen zeigen. Die verschiedenen empirischen Untersuchungen zum Gottesbild von Kindern und Jugendlichen zeigen übereinstimmend, dass die Gottesbilder von Kindern und Jugendlichen nach wie vor überwiegend männliche Züge tragen. Dabei ist auffallend, dass sich zumindest gelegentlich weibliche Attribute und Eigenschaften bei

Mädchen und jungen Frauen zeigen, während sie bei Jungen und jungen Männern so gut wie gar nicht vorkommen. Bei den Mädchen werden weibliche Gottesbilder nicht selten als Ergänzung eines männlichen Gottes konstruiert („seine Frau“), manchmal werden weiblich gemalte Figuren auch männlich benannt, so dass offensichtlich ein „internalisiertes Denkverbot der Weiblichkeit Gottes“<sup>1</sup> vorliegt. Dies entspricht allerdings nicht dem biblischen Befund. In der Bibel sind zwar mehr männliche als weibliche Attribute zu finden – was nicht erstaunt, da die Bibel in einer patriarchalen Kultur entstanden ist. Erstaunlicher ist angesichts dieser Konstellation, dass weibliche Gottesprädikate nicht selten vorkommen. Zudem gibt es etliche geschlechtslose, überhaupt nicht-anthropomorphe Bilder für Gott. Diese Tatsache hat nach Überzeugung genderorientierter theologischer Forschung erhebliche Auswirkungen auf das Verhältnis der Geschlechter und das Selbstverständnis von Menschen. Natürlich würde heute kaum noch jemand argumentativ vertreten (wie es früher durchaus der Fall war), dass Frauen minderwertiger seien als Männer, weil Gott ein Mann sei. Wie auch sonst in der Gesellschaft laufen Geschlechterhierarchien subtiler und sind den Beteiligten häufig auch gar nicht bewusst – denke Sie noch einmal an das Beispiel mit der Ärztin.

Theologisch muss dagegen betont werden, dass das sog. Bilderverbot, das 2. Gebot „du sollst dir kein Bildnis [von Gott] machen“ gerade darauf zielt, sich des metaphorischen Charakters jeder Rede von Gott bewusst zu werden und unsere menschlichen Versuche, sich Gott vorzustellen, nicht mit der Realität Gottes zu verwechseln. Gestützt wird dies durch den dekonstruktiven Ansatz: Unsere Vorstellungen von Gott sind notwendig immer Konstruktionen, die von unserem kulturellen Kontext geprägt sind. Wenn wir uns einen persönlichen Gott vorstellen, denken wir ihn uns im Rahmen unserer kulturellen zweigeschlechtlichen Prägung und damit männlich oder weiblich – was nicht bedeutet, dass Gott männlich oder weiblich ist.

Religionspädagogisch bedeutet dies zunächst einmal, die biblische Vielfalt männlicher, weiblicher und nichtpersonaler Gottesbilder zu vermitteln. Kulturelle Denkverbote zum „Geschlecht“ Gottes sollten thematisiert und Impulse zu ihrer Überwindung gegeben werden. Es sollte zudem hermeneutisch der Unterschied zwischen – kontextuell bedingtem – Gottesbild und der geglaubten Realität Gottes deutlich werden.

## **2.2. Die Bibel – frauenfeindlich oder frauenfreundlich?**

Ein zweiter „Klassiker“ genderorientierter Theologie ist die Frage nach der biblischen Hermeneutik. „Hermeneutik“ ist ja die Lehre vom Verstehen, biblische Hermeneutik also die Frage, wie wir die Bibel verstehen und auch, wie wir sie heute verstehen können. Die Anfänge genderorientierter Forschung stießen zunächst auf die Tatsache, dass mit der Bibel Unterdrückung und Abwertung von Frauen legitimiert werden konnte: Auch wer sich sonst in der Bibel nicht gut auskennt, kennt die sündige Eva als Prototyp des Weiblichen und weiß, dass in einem Brief des Paulus steht: „Das Weib schweige in der Gemeinde“. Ist die Bibel also frauenfeindlich? Wenn dies so wäre, dann hätte eine christliche Theologie, die an einer Geschlechtergerechtigkeit orientiert ist, ernsthafte inhaltliche Probleme, denn eine völlige Ablehnung der Bibel würde sie in größere Konflikte stürzen. Gleichwohl kann dies natürlich nicht bedeuten, dass die Bibel schöneredet wird. Ein differenzierter Blick war und ist also gefragt. Dieser zeigt dann auch recht rasch andere Seiten der Bibel, z.B. starke Frauen, die von Gott bejaht werden – Richterinnen, Prophetinnen, Jüngerinnen etc. oder die

---

<sup>1</sup> Wiedmaier, Manuela: Wenn sich Mädchen und Jungen Gott und die Welt ausmalen. Feinanalysen filmisch dokumentierter Malprozesse, Münster 2008, 382.



offensichtliche Zuwendung Jesu zu Frauen. Die Bibel ist in der Frage des Umgangs mit dem Geschlecht offensichtlich ambivalent. Das ist auch kein Wunder, denn die Bibel ist ja im Grunde kein Buch, sondern eine Bibliothek: 39 Bücher (nach evangelischer Zählung, nach katholischer Version sind es 46) in zwei Testamenten, die über einen Zeitraum von Jahrhunderten in unterschiedlichen Kontexten entstanden sind. Um diese Vielfalt differenziert hinsichtlich ihres Umgangs mit dem Geschlecht zu erschließen, haben sich verschiedene Zugänge herausgebildet:

Zunächst einmal zeigt der nähere Blick, dass die Bibel im Laufe der Zeit an manchen Stellen weniger frauenfreundlich interpretiert worden ist als sie ursprünglich verfasst wurde. Ihre jahrhundertelange Auslegung in einer patriarchalen Kultur hat bestimmte Interpretationen etabliert, die bei genauerem Hinsehen der Bibel selbst nicht entsprechen. Die erste Strategie im Umgang mit der Bibel ist also der kritische Blick auf die Auslegung. Dabei haben Forscherinnen manches Erstaunliche entdeckt: So ging man jahrhundertlang und noch bis vor wenigen Jahren davon aus, dass nur Männer den Titel „Apostel“ trugen – eine Art Ehrentitel für die, die nach Tod, Auferstehung und Himmelfahrt Jesu die Botschaft von ihm weitertrugen. Nun ist allerdings im Römerbrief (16,7) von der Apostelin Junia die Rede – in der Bibel werden also selbstverständlich Frauen als Apostelinnen genannt. Da die traditionelle Auslegung von dem Vorurteil ausging, dass Frauen nicht Apostelinnen gewesen sein können, hat sie den weiblichen Namen Junia schlicht in das – allerdings erfundene – männliche Pendant „Junias“ geändert. Mittlerweile ist dies durchweg anerkannt und die neueren Bibelübersetzungen geben korrekt „Junia“ wieder. Ebenso hat genderorientierte Forschung aufgedeckt, dass schon die Übersetzung (die ja immer auch eine Deutung beinhaltet) von der Annahme traditioneller Geschlechterrollen geprägt ist und dies manchmal den Inhalt verfälscht – denken Sie noch einmal an die Übersetzungen von „diakonein“.

Der genderorientierte Zugang korrigiert also zunächst die traditionelle Bibelauslegung und zeigt auf, dass das Interesse wesentlich mehr auf männlichen als auf weiblichen Gestalten lag (und liegt teilweise bis heute, wenn man sich beispielsweise die für die Gottesdienste vorgesehenen Predigttexte anschaut). Genderorientierte Bibelauslegung sucht hier zunächst, ein Erbe zurückzugewinnen, das zur biblischen Tradition gehört und heute für Frauen wie für Männer bedeutsam sein kann. Dabei wird deutlich, dass das entstehende Christentum selbstverständlich Teil der es umgebenden Kultur war, im Rahmen des damals möglichen Spektrums jedoch die Frauen relativ große Möglichkeiten religiöser Betätigung hatten und ihnen auch Leitungspositionen im frühen Christentum nicht verwehrt waren. In diesem Licht werden dann Bibelstellen wie 1 Korinther 14: „Die Frauen sollen in der Versammlung schweigen; es ist ihnen nicht gestattet zu reden. Sie sollen sich unterordnen, wie auch das Gesetz es fordert. Wenn sie etwas wissen wollen, dann sollen sie zu Hause ihre Männer fragen; denn es gehört sich nicht für eine Frau, vor der Gemeinde zu reden“ als Indikatoren für Konflikte deutlich. Diese Stelle spricht nicht gegen, sondern für die Praxis, dass Frauen durchaus in der christlichen Öffentlichkeit geredet haben – sonst wäre es kaum nötig gewesen, sich dagegen zu wenden.

Dennoch kommt die genderorientierte Auslegung nicht um die Erkenntnis herum, dass nicht alle Problematik in der Auslegungsgeschichte liegt: Auch die biblischen Texte selbst sind nicht frei von ungerechten und manchmal auch Frauen unterdrückenden Aspekten. Diese sind einerseits in ihrem historischen Kontext zu erläutern und auf diesem Hintergrund zu verstehen, andererseits aber auch im Blick auf ihre Wirkung für heute zu kritisieren. Der

feministische Zugang muss daher ein komplexes Verhältnis zur Bibel ausbalancieren: Die Quelle der Stärkung von Frauen und ihre Befreiung aus Ungerechtigkeit ist zugleich die Quelle ihrer Unterdrückung. In besonderem Maß ist sie daher einem sehr differenzierten Blick auf die Texte verpflichtet.

Dies hat religionspädagogisch zur Konsequenz, die Bibel hermeneutisch mehrschichtig zu vermitteln. Sie ist einerseits ein historisches Dokument, das insgesamt und auch in Bezug auf die dargestellten Geschlechterverhältnisse ein Kind seiner Zeit ist. Genauso wenig wie wir bestimmte Opfervorschriften und Verhaltensvorschriften heute als wörtliche Anweisungen für unser Leben heute deuten, sind Aussagen über das Geschlechterverhältnis ohne hermeneutische Reflexion einfach wörtlich zu verstehen. Gleichzeitig ist die Bibel für den christlichen Glauben nicht nur ein historisches Dokument, sondern wir trauen ihr zu, dass sie relevant ist für das Leben und den Glauben heute. Dies nötigt dazu, sich mit ihren Inhalten intensiv, sorgfältig und fundiert auseinanderzusetzen. Dabei zeigt sich nicht selten, dass Frauen nicht nur im Neuen Testament, sondern auch im Alten Testament deutlich mehr gesellschaftliche und religiöse Möglichkeiten hatten als wir dies oft annehmen. Dies wurde jedoch bereits in dem Überlieferungsprozess der Bibel selbst zurückgedrängt, so dass die Traditionen erst wieder freigelegt werden müssen, erst recht dann aber in der Auslegung der Bibel in späteren Jahrhunderten. Vonnöten ist hier manchmal eine geradezu detektivische Arbeit.

- Als Beispiel nenne ich zum einen die Mirjam-Tradition. Bei dem Propheten Micha (6,4) heißt es, als er auf die Flucht Israels aus der Sklaverei Ägyptens zurückblickt: „Habe ich dich doch aus Ägypten geführt und aus der Knechtschaft erlöst und vor dir her gesandt Mose, Mirjam und Aaron.“ Zwei Männer und eine Frau werden hier gleichberechtigt nebeneinander genannt. Ich vermute, Sie werden Mirjam vor allem als Schwester des Mose kennen, die ihn in dem Schilfkörbchen bewacht und zu seiner Rettung beiträgt. Dies ist eine typische Figur in der Bibel und im Umgang mit dem Geschlecht: Wichtige Menschen werden in späteren Erzählungen oft als Verwandte dargestellt (dies passiert auch unter Männern) und Frauen werden dann oft den Männergestalten als Unterstützerinnen zugeordnet.
- Im Neuen Testament sind drei der vier Evangelien, Markus, Matthäus und Lukas literarisch voneinander abhängig, sie überliefern zum Teil das gleiche Traditionsgut. Die Stelle, die von Frauen berichtet, die zum engen Kreis um Jesus gehörte, ist allerdings nur bei Lukas überliefert, Markus und Matthäus berichten nicht davon. Auffallend ist weiter, dass ein Zwölferkreis von Männern als eine ausschließliche Jüngerschaft berichtet wird, der ganz offensichtlich mehr Konstruktion als historische Erinnerung entspricht – er ist den zwölf Stämmen Israels nachgebildet und es werden unterschiedliche Namen in ihm überliefert.
- Eine Bibelstelle, die in der Geschichte immer wieder zur Unterdrückung von Frauen benutzt worden ist, ist 1 Tim 2,8-15:  
 „Einer Frau gestatte ich nicht, dass sie lehre, auch nicht, dass sie über den Mann Herr sei, sondern sie sei still. Denn Adam wurde zuerst gemacht, danach Eva. Und Adam wurde nicht verführt, die Frau aber hat sich zur Übertretung verführen lassen. Sie wird aber selig werden dadurch, dass sie Kinder zur Welt bringt, wenn sie bleiben mit Besonnenheit im Glauben und in der Liebe und in der Heiligung.“ Diese Stelle bezieht sich auf Gen 3, die Geschichte von Eva und der Schlange, die bis heute in den

deutschen Übersetzungen mit „Der Sündenfall“ überschrieben wird. Bei näherem Hinsehen wird jedoch deutlich, dass in dem Text nicht von Sünde, sondern von Erkenntnis die Rede ist. Ebenso wird deutlich, dass natürlich beide Menschen die Frucht gegessen haben, und die Frau dies mit Zweifel und Auseinandersetzung verbunden hat, während der Mann sie einfach so isst. Die Verbindung mit dem Kinder bekommen ist im Original ganz anders konstruiert: Es wird keineswegs religiös überhöht wie im Timotheusbrief, sondern für Frauen und Männer werden real vorhandene Mühen (Schmerzen beim Gebären und mühsame Feldarbeit) als Folge der Vertreibung aus dem Paradies gedeutet.

Solche detektivische Arbeit an den Texten erhellt nicht nur unser Verständnis, sondern lässt sich auch sehr gut im Religionsunterricht durchführen, um Schülerinnen und Schülern ein differenziertes Bild der Bibel zu vermitteln und sie zu einem eigenständigen Umgang mit ihr zu ermutigen.

### **2.3. Geschlechterrollen in theologischer Sicht**

In Theologie und Kirche vollzog sich hinsichtlich der Geschlechterrollen und der Verhaltenserwartungen an Frauen und Männer zunächst einmal die gleiche Figur wie in der Gesellschaft – Kollegin Klein hat sie letzte Woche dargestellt. Besonders gut lässt sich dies an der Entwicklung von Frauen im Pfarramt zeigen: In einer ersten Phase war das Ziel die rechtliche Gleichberechtigung von Frauen (Gleichheitsfeminismus), und kirchlich erkämpften sich Frauen die volle Zulassung zum Pfarramt (in verschiedenen Landeskirchen zwischen Ende der 1960er und Mitte der 1975er). In einer zweiten Phase, dem Differenzfeminismus stellten Frauen fest, dass eine solche Gleichberechtigung hieße, sie müssten sich Männern möglichst gut anpassen, um in der männlich geprägten Gesellschaft Chancen zu haben. Sie entdeckten die weiblichen Gemeinsamkeiten und betonten die andere weibliche Kultur, die in der Gesellschaft und der Kirche aufgewertet werden müsse. Pastorinnen taten sich in den 1980er Jahren zusammen, entdeckten ihre Gemeinsamkeiten wie einen kommunikativeren Führungsstil, einen stärkeren Erfahrungsbezug ihrer Theologie, eine weniger kognitive Ausrichtung ihrer Liturgie etc. In den 1990er Jahren wurde deutlich, dass Frauen und ebenso Pastorinnen doch sehr unterschiedlich sind. Nicht alle sind kommunikativ, erfahrungsbezogen und sinnlich ausgerichtet und nicht alle möchten mit solchen Erwartungen konfrontiert werden (die dann eben auch dazu führen, dass Pastorinnen sich mit Seelsorge und Kindergottesdienst beschäftigt finden, während ihre Kollegen die Gemeinde leiten und über die Finanzen entscheiden). Mittlerweile geht es also auch in Theologie und Kirche darum, die individuellen Verschiedenheiten von Menschen wahr- und ernstzunehmen, für die das Geschlecht eine wichtige Rolle spielt, den Menschen aber nicht neu auf bestimmte Identitäten und Rollen festlegt.

Dies gilt auch für die Religionspädagogik in Schule und Kirche. Hier ist einerseits wichtig, dass pädagogische und auch religionspädagogische Prozesse nicht unerheblich von der Kategorie „Geschlecht“ bestimmt werden. So gilt für den Religionsunterricht das Gleiche wie für alle anderen Fächer: Auch wenn die Unterrichtenden den Eindruck haben, die Geschlechter in gleicher Weise anzusprechen, bekommen Jungen eine größere Aufmerksamkeit – umgekehrt haben sie subjektiv den Eindruck, die Mädchen erheblich zu „bevorzugen“, wenn das Verhältnis – nach Videoanalysen – einigermaßen ausgewogen ist. Auch im Religionsunterricht gelten Verhaltenserwartungen an Mädchen und Jungen, die nicht nur

ihre Wahrnehmung steuern (den Geschlechterrollen entsprechendes Auftreten wird als „attraktiv“ wahrgenommen), sondern nach neueren Untersuchungen auch die Bildungschancen beeinflussen (den Geschlechterrollen entsprechendes Auftreten wird tendenziell mit besseren Noten belohnt). Ein genderbewusster Religionsunterricht steuert hier bewusst dagegen und verwirklicht eine Unterrichtsdynamik, die allen Kindern und Jugendlichen gleiche Möglichkeiten und Chancen eröffnet.

Hinsichtlich der Geschlechterrollen bietet der Religionsunterricht besonders gute Möglichkeiten, da er methodisch eine breitere Palette aufweist als andere Schulfächer. So können z.B. in Rollenspielen neue Rollen erprobt und deren Wirkung besprochen werden. Im Sinne von „undoing gender“ ermöglicht dies eine Überschreitung der Grenzen der Geschlechterrollen, also z.B. dass Mädchen ganz bewusst in als männlich qualifizierte Verhaltensweisen schlüpfen und umgekehrt.

Ein wichtiger Punkt ist auch der reflektierte Umgang mit Lehrmaterialien. Ein Lehrbuch wird durch die Auswahl von Texten und Bildern sowie seine Aufgabenstellungen bestehende Geschlechterstereotypen entweder verfestigen oder thematisieren und öffnen. Die dargestellten Rollen fungieren immer auch als Vorbilder bzw. gerade für Heranwachsende als Orientierung an einer Norm. Geschlechterkonstruktionen, die Männer und Jungen als die aktiv, risikobereit und handelnd, Frauen und Mädchen hingegen als vorsichtig, emotional und folgend darstellen, bestärken Rollenklischees und erschweren die Entwicklung individueller Identitäten. Genderbewusste Religionspädagogik geht hier zwei Wege: Zum einen spricht sie androzentrische Tendenzen in Lehrmaterialien an und zeigt die damit verbundenen Probleme auf. Zum anderen achtet sie darauf, dass weibliche und männliche Figuren gleichermaßen und in unterschiedlichen Rollenkonstruktionen vorkommen

Dass Sprache nicht nur Realität benennt, sondern auch schafft, dadurch Wirklichkeit ordnet und Wertvorstellungen etabliert, ist eine der grundlegenden Erkenntnisse feministischer Theoriebildung. Daher muss auch die Sprache, die im Religionsunterricht und in dem in ihm verwendeten Material Verwendung findet, kritisch in den Blick genommen werden. Seit geraumer Zeit schon haben feministische Sprachwissenschaftlerinnen und Sprachwissenschaftler moniert, dass eine exklusive Sprache – also Formulierungen, die Mädchen und Jungen unter einer männlichen Bezeichnung vereint – Mädchen und Frauen benachteiligt, marginalisiert und ausschließt. Allerdings wurde dies länger mit dem subjektiven Empfinden einer Benachteiligung begründet, so dass gendergerechte Sprache dann überflüssig erscheint, wenn sich keine/s der anwesenden Frauen oder Mädchen benachteiligt fühlt. Dabei wird übersehen, dass die Wirkung von Sprache weit über ein momentanes subjektives Empfinden hinausgeht und gerade in pädagogischen Prozessen die Verantwortung wesentlich weiter reicht als ein momentanes Bewusstsein. Wenn sich Sprache auf männliche Formen konzentriert, wird unter der Hand das Männliche zur Norm und das Weibliche zur Abweichung. Gendergerechter Religionsunterricht kann hier eine Vorreiterrolle für andere Fächer und sprachliche Sensibilität insgesamt spielen.

Diese Punkte zeigen, dass nach vor eine Aufmerksamkeit für die Kategorie *Geschlecht* in religionspädagogischen Prozessen nötig und wichtig ist. Diese „Dramatisierung“, wie sie im Moment in der Genderforschung genannt wird, darf aber nicht zu neuen stereotypen Erwartungen und Rollenklischees führen. Dazu gehören beispielsweise Sätze wie „Die Jungen sind in ihrem Bewegungsdrang nicht zu stoppen“, denn dies wird jenen Jungen, die sich stiller verhalten, nicht gerecht, vermittelt ihnen aber, dass ein richtiger Junge herumtoben sollte und kommuniziert den Mädchen, dass ihr ruhigeres Verhalten als passend und

Bewegungsdrang als rolleninadäquat angesehen wird.<sup>2</sup> Das Ziel ist es stattdessen, Schülerinnen und Schüler nicht nur in ihrem „doing gender“, sondern auch und gerade in ihrem „undoing gender“ wahrzunehmen. Einengende Rollenmodelle sollen überwunden und alternative Modelle zu Verfügung gestellt werden, damit die Schülerinnen und Schüler unterschiedliche Geschlechtsidentitäten entwickeln können. Gerade für Jungen müssen hier stärker als bisher positive Alternativen von Männlichkeit angeboten werden, die sich jenseits der sog. „hegemonialen Männlichkeitskonstruktion“ bewegen.

Hierzu gibt in der Pädagogik insgesamt und auch in der Religionspädagogik gegenwärtig lebhaft und kontroverse Diskurse, wie eine sinnvolle Balance zwischen „Dramatisierung“ und „Entdramatisierung“ von Geschlecht erreicht werden kann<sup>3</sup>. Dies bedeutet, vorhandene Festlegungen und auch Ungerechtigkeiten in Zusammenhang mit der Kategorie Geschlecht durch ihre Thematisierung kenntlich zu machen und ihre Dominanz gleichzeitig durch Nichtbeachtung des Geschlechts („Entdramatisierung“) zu überwinden. Diese Aufgabe stellt eine Herausforderung an die Unterrichtenden und auch an die wissenschaftliche Reflexion dar. Sie lohnt sich jedoch im Blick auf die individuelle Entwicklung der Persönlichkeit jenseits geschlechtsbedingter Festlegungen, die wir theologisch als Ermöglichung eines Menschseins deuten, wie Gott ihn gemeint hat.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!

---

<sup>2</sup> Lehner-Hartmann, Andrea: Perspektiven und Leitlinien für einen genderbewussten Religionsunterricht, in: Qualbrink, Andrea/Pithan Annelise/Wischer, Mariele (Hg.): Geschlechter bilden. Perspektiven für einen genderbewussten Religionsunterricht, Gütersloh 2011, 79-89, 88.

<sup>3</sup> Vgl. dazu Budde, Jürgen u.a.: Geschlechtergerechtigkeit in der Schule. Eine Studie zu Chancen, Blockaden und Perspektiven einer gender-sensiblen Schulkultur, Weinheim u.a. 2008, bes. 14ff.